



Foto: Charles Best



Foto: Marco Borggreve



Foto: Ensemble intercontemporain

Sie gehören zu den wenigen in der Dirigenzunft, die nicht weiß (oder asiatisch) aussehen: Wayne Marshall, Vimbayi Kazibone, Brandon Brown, Kevin John Edusei und Jonathan Heyward (von oben nach unten und links nach rechts)



Foto: Neda Navaei



Foto: Laura Thiesbrummel

Viel zu tun

Die Klassik schmückt sich nur selten mit Musikern der **Black Community** – außer in der Oper. Es gibt Ausnahmen, aber nicht genug.

Von Kai Luehrs-Kaiser

Gut Ding will Weile, sagt man; aber so lange Weile? Die Klassik vermag es, seit längerem sogar eine Vorreiterrolle in Sachen Diversität vorzuweisen. In der Oper nämlich sind Schwarze Sängerinnen und Sänger seit Jahrzehnten an der Tages- bzw. Nachtordnung. So sehr, dass alle Vorurteile der Rückständigkeit, auch Altbackenheit des Genres daran zerschellen könnten. Gilt das für die ganze E-Musik? Darauf gibt es nur eine einzige verantwortungsvolle Antwort: Schön wär's!

Fürs Protokoll: Wenn hier von „Schwarzen“ Musikern die Rede ist, noch dazu ungedeutet, so mögen daraus keine nachteiligen Schlüsse gezogen werden. Sprachwächter von heute haben beim Gendern der Sprache ein hohes Maß an Kreativität entwickelt. Dabei bleibt indes nicht nur die Diversität der Übergänge zwischen den Geschlechtern fast unberücksichtigt. Für die Bezeichnung sei es schwarzer, maximalpigmentierter, farbiger oder wie auch immer zu qualifizierender Menschen gibt es keinerlei verbindliche, ja nicht einmal eine praktikable Prägung. „African american community“ etwa, also die in den USA aktuell gebräuchliche Spielmarke, ist völlig unzureichend, sofern von europäischen, australischen oder asiatischen Schwarzen die Rede ist. Die Sprache mag unzulänglich sein. Den Absichten möge man dennoch nicht automatisch misstrauen.

Zur Sache! Seit Marian Anderson im Jahr 1955, im Herbst ihrer Karriere, erstmals an der Metropolitan Opera auftrat, fielen in der Oper vielerorts die ehemals rassistischen Schranken. Und das auch in Europa. Gloria Davy, Reri Grist, Grace Bumbry und George Shirley eroberten Opernhäuser in Deutschland, Österreich, der Schweiz

Schwarze Sängerinnen lieferten teilweise die wichtigsten Leistungen auf ihrem Gebiet

und Italien. Selbst im deutschen Fernsehen gab es in Gestalt der Sopranistin Felicia Weathers, die heute in München lebt, eine Vertreterin der „Black Community“.

In den USA trug derweil, wenn sie auftrat, Jessye Norman demonstrativ die Ohrringe ihrer Großmutter, die sich eine Emanzipationsleistung wie die ihrer Enkelin noch nicht hätte leisten dürfen. Künstlerisch trug Norman die vokale Flamme der großen Leontyne Price weiter. Wir realisieren: Schwarzen Sängerinnen wurden nicht nur Chancen eingeräumt. Sie lieferten teilweise die wichtigsten Leistungen auf ihrem Gebiet: Price bei Verdi, Bumbry bei Wagner, Norman bei Richard Strauss.

Und auf anderen Gebieten? Ehrlich gesagt: Essig. – Zwar gab es seit Dean Dixon und Henry Lewis immer wieder

Schwarze Dirigenten, die bei wichtigen Sinfonieorchestern auftraten. Eine große Karriere hat keiner von ihnen gemacht. (Ähnliches gilt, nebenbei gesagt, für Dirigentinnen von einst; siehe die ehemals bekannten, längst wieder vergessenen Eve Queler und Sarah Caldwell in den USA. Die Liste ließe sich fortsetzen...)

Noch einem heute erfolgreichen Dirigenten wie dem britischen Wayne Marshall wird eine Kompetenz in Sachen Gershwin oder Bernstein jederzeit zugestanden (da ein vermeintlich jazziges Flair auf diesen Repertoi-

re-Feldern als willkommen gilt). Für Brahms oder Beethoven wird Marshall hingegen kaum gefragt. Im deutschen Stadttheater gibt es mit Kevin John Edusei oder Brandon Brown scheinbare, löbliche Ausnahmen. Woran aber wäre der kontinuierliche Aufstieg dieser Leute ablesbar? Die Münchner Symphoniker, mit Verlaub, sind noch nicht die Welt.

Drastischer noch sieht es bei den Konzertsolisten aus. Es gibt bis heute fast nur eine einzige afroamerikanische Geigen-Virtuosin, die es bis auf den Schallplattenmarkt geschafft hat. Die Karriere der aus Chicago stammenden Tai Murray, beginnend 2012, stagnierte schon bald, sodass die Musikerin heute an der Yale School of Music angeheuert hat. Und damit sind wir auch schon gespannt auf lange Listen von Gegenbeispielen. Von



Foto: CBS



Foto: John Davis



Foto: Marco Borggreve

Für dunkelhäutige Konzertsolisten scheint die Situation noch schwieriger als für Dirigenten zu sein: Der Pianist André Watts (l.o.), die Geigerin Tai Murray (u.) sowie aktuell Sheku Kanneh-Mason (r.o.) zählen seit dem 2. Weltkrieg zu den absoluten Ausnahmen.

Schwarzen Solistinnen und Solisten also, die hoffentlich gute Aussichten haben (oder erste Erfolge verbuchen können). Mit „Schwarzem Ruhm“ bekleckert hat sich die Klassik in diesem Bereich nicht.

Historische Frage: Wer war der erste bedeutende Schwarze Pianist? Schon die Jazzmusikerin Nina Simone, der eine Klassik-Karriere verwehrt worden war, wies zu ihrer Zeit darauf hin, es gebe da eigentlich André Watts. Der jedoch würde von ihrer Community nicht richtig akzeptiert, da er aus Nürnberg stamme. Wir wollen hier nicht

untersuchen, ob das Selbstverständnis der genannten Gruppe zu enge, dürftige Kriterien anlegt bei der Frage, von wem sie sich repräsentieren lassen möchte und von wem nicht. Wer den Ausdruck „Schwarzer Pianist“ einfach mal googelt, landet sofort bei Jazzlegenden wie Ray Charles, Art Tatum und Thelonious Monk. Auf die Klassik ist der Funke nicht übergesprungen. Und auf dem Gebiet sonstiger Solisten sieht die Sache nicht besser, sondern womöglich noch magerer aus.

Natürlich spiegeln sich hier Ausbildungsverhältnisse und gesellschaftli-

ches Rollenverständnis wider. Wo immer an den Schulen und Hochschulen der Nachwuchs fehlt, kann er später auch nicht für Furore sorgen. Frappant immerhin, wie „durchweicht“ die Klassik jenseits der Oper generell ist. Immer noch! An Schwarzen Komponisten etwa hat es nun wahrlich in der Musikgeschichte nicht gefehlt. Da gibt es von Florence B. Price bis Joseph Boulogne, von George Bridgetower über Samuel Coleridge-Taylor bis zu William Grant Still genug Entdeckungswertes. Der Ragtime-Klassiker Scott Joplin komponierte in Gestalt von „Treemonisha“ sogar eine echte Oper. Wo, geschätzte Leser, haben Sie zuletzt ein Werk all dieser Komponisten aufgeführt gefunden?

Komponist und Jazztrompeter Wynton Marsalis wurde immerhin mehr-

fach etwa von den Berliner Philharmonikern mit Aufträgen geehrt (und als Solist willkommen geheißen). Dennoch kann Marsalis eher als Beispiel für einen Musiker gelten, der in die Klassik „hinüber hört“, aber hier nicht heimisch zu werden gedenkt. Wir wollen nicht so weit gehen anzunehmen, ominöse Mehrheiten würden die Klassik als weiße Kunstform prolongieren oder gegen schwarze Einflüsse immunisieren. Es ist nicht unbedingt böser Wille, der zur Unterrepräsentation dunkelhäutiger Musiker führt. Das Spiel aber wird so gespielt, wie man

es zu spielen gewohnt ist. Niemandem fällt groß auf, welche Partygäste wieder mal nicht erschienen sind.

Leider sind die Betroffenen selber oft weit davon entfernt, für ihre legitimen Interessen Partei zu ergreifen – und sich zu engagieren. Schwarze Musiker sind es seit langem eher leid, auf ihre Karrierebedingungen überhaupt angesprochen zu werden. Sie wollen als Musiker, nicht als Schwarze Musiker anerkannt werden; und das kann man ja auch verstehen. Es bedeutet (zum Beispiel für einen Themenschwerpunkt wie diesen): Gesprächspartner zu fin-

den, ist eine äußerst diffizile, sogar verfängliche Angelegenheit. In der Gegenwart ist der Verdacht rassistischer Denkweisen so allgemein geworden, dass selbst einem emanzipatorischen Gerechtigkeitsimpuls rasch falsche Motivgründe unterstellt werden. „Warum befragen Sie nur Schwarze Musiker zu dem Thema?!“, hört man. Hier haben, mit anderen Worten, identitätspolitische Antinomien eine Zwickmühle herbeigeführt. So wird sich nie etwas ändern an der Situation.

Überlagert, sogar torpediert wird die Diskussion gern durch Fragen wie



Foto: Electrola



Foto: Teldec, Schikola



Foto: Phonogram



Foto: DG/Sherman

Relativ früh wurden in der Klassikwelt Schwarze Sängerinnen akzeptiert: Grace Bumbry (mit Rafael Frühbeck De Burgos), Jessye Norman (mit Alfred Brendel und Neville Marriner), Leontyne Price (mit Herbert von Karajan) und Kathleen Battle (mit Günther Breest, DG) (von oben nach unten und links nach rechts)



Foto: Adobe Stock

jene, ob Schwarze Musiker „anders“ spielen? Ja, wie denn?! Das entspricht ganz der Art und Weise, wie Dirigentinnen jahrelang mit der Frage verfolgt wurden, ob sie anders dirigieren würden als Männer. (Gern gefolgt von der Nachfrage, ob sie „eigentlich auch kochen“ könnten? – Worauf die beste Antwort immer noch der amerikanischen Dirigentin Marin Alsop einfel. Sie antwortete: „Nicht für Sie!“) Dass Schwarze anders spielen, ist ein möglicherweise absurder, wenn nicht

vor Jahren. Um hinzuzufügen: „Es bleibt ein Unsicherheitsmoment.“ Denn es gibt Ausnahmen. Die Sopranistin Reri Grist, 1966 die erste dunkelhäutige Rosina im „Barbier von Sevilla“ an der Met, verfügte – nach übereinstimmendem Eindruck vieler Hörer – durchaus nicht über das, was man eine schwarze Stimme nennt. Und gehörte doch der entsprechenden Opern-Community an.

Noch interessanter sind jene Beispiele von Weißen, die überraschen-

(wie Beispiele von Schwarzen Sängern lehren, die niemals Gospel gesungen haben). Eigentlich könnten diese Fälle ausreichen, um dieses Binnen-Thema vorerst auf sich beruhen zu lassen.

Es ergibt sich, dass ausgerechnet die Oper, also der vermeintlich konservativste, dem Establishment zugehörige Bereich der Klassik, in puncto Diversität am fortschrittlichsten aufgestellt ist. Hier kann man – aufgrund der hohen vokalen Anforderungen an Künstler – auf Angehörige aller Ethnien schlichtweg nicht verzichten. Man hat mit dem Thema lange schon seinen Frieden gemacht. Nicht zufällig gibt es in der Oper sogar genderfluide Sänger. Menschen also, denen ein Selbstverständnis als nicht-binär offen zugestanden wird.

Vom Rest der Klassik lässt sich das leider nicht behaupten. Hier bleibt viel zu tun. Dass die betroffenen Künstler, indem sie sich öffentlich machen, mehr dazu beitragen, mag man als Desiderat ruhig aussprechen. Black is beautiful: Von diesem alten Spruch ist die Klassik insgesamt immer noch meilenweit entfernt. ■

In der Oper hat man aufgrund der vokalen Anforderungen seinen Frieden mit dem Thema gemacht

lächerlicher Anspruch, auf den man – bis zum Beweis des Gegenteils – tunlichst keine Erkenntnishoffnungen begründen sollte.

Im Gesang grassierte lange Jahre die leicht verwandte Frage, worum es sich bei der sogenannten „schwarzen Stimme“ wohl handeln möge? Große Sänger, so die fulminante „Schwarze Venus“ Grace Bumbry, äußerten sich dazu sogar recht bestimmt: „Ich denke, ich kann zu 99 Prozent eine schwarze Stimme erkennen“, sagte Bumbry dem Schreiber dieser Zeilen

derweise über eine „schwarze Stimme“ verfügten. „Zum Beispiel: George London“, so Grace Bumbry. Richtig. Der legendäre kanadische Bass-Bariton mit russischen Vorfahren verfügte über eine grandios gutturale, majestätische Stimmfärbung, wie man sie auch bei Simon Estes oder Willard White findet und fand. Es gab vorübergehend auch schon die Theorie, die sogenannte „schwarze Stimme“ verdanke sich einer Gospel-Tradition, welcher viele der betreffenden Sänger entstammen. Doch auch das stimmt nicht grundweg